

CLARE DONOGHUE

Kein Sterbensort

Roman

*Ins Deutsche übertragen von
Andreas Brandhorst*

be 
THRILLED

Zu diesem Buch

Jane Bennett, Detective Sergeant bei der Mordkommission der Londoner Polizei, hat einen richtig schlechten Tag: Ihr Chef, Detective Inspector Mike Lockyer, ist gerade aus einem zweiwöchigen »Urlaub« zurückgekehrt, auch wenn Jane weiß, dass es sich eher um eine Beurlaubung handelte. Er ist immer noch erschüttert von dem Tod eines Opfers bei ihrem letzten Mordfall. Und Jane hat daran zu knabbern, dass er ihr nicht genug vertraute, um dies zu verhindern.

Doch keiner der beiden kann es sich erlauben, der Vergangenheit hinterherzuhängen. Jane erhält einen Anruf einer guten Freundin: Ihr Mann Mark Leech, ein ehemaliger Polizist, ist verschwunden. Die Blutspuren in seinem Haus beweisen, dass Mark mindestens schwer verletzt ist. Sie haben keine Zeit zu verlieren.

Dann wird die Leiche eines jungen Mädchens auf einem Londoner Friedhof gefunden, und die knappen Ressourcen der Polizei müssen auf die beiden Fälle verteilt werden ... oder gibt es einen Zusammenhang?

Die Autorin



© privat

Clare Donoghue arbeitete lange Zeit bei einer Anwaltskanzlei in London, bevor sie in ihre Heimatstadt Somerset zurückzog, um dort einen Abschluss an der Bath Spa University zu machen. Seither widmet sie sich dem Schreiben von Spannungsliteratur.

beTHRILLED

Deutschsprachige Erstausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *No Place to Die*
bei Pan Books, ein Imprint von Pan Macmillan, London, UK.

Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Rainer Michael Rahn
Covergestaltung: www.buerosued.de
eBook-Erstellung: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-7325-4290-1

www.be-ebooks.de
www.lesejury.de

*Für meine Familie und meine Freunde.
Eure Unterstützung bedeutet mir alles.*

Wild streckte ich die Arme nach oben und zur Seite, in alle Richtungen. Ich fühlte nichts, wagte es aber nicht, einen Schritt zu tun, um nicht von den Wänden eines Grabes aufgehalten zu werden.

Edgar Allan Poe, »Die Grube und das Pendel«

Prolog

17. April, Donnerstag

Maggie versuchte zu laufen, aber sie spürte ihre Füße nicht. Der Atem, den sie bei jedem Schritt ausstieß, strich ihr warm über die Wangen. Er war hinter ihr. Sie konnte ihn riechen: ein erdiger wilder Geruch, der ihr durch ein Labyrinth aus Hecken, Bäumen und Backsteinmauern folgte. Vor sich sah sie eine Tür mit einem Knauf, von dem rote Farbe abblätterte. Sie langte danach, doch der Knauf zitterte und verschwand. Schreiend erwachte sie, in Schweiß gebadet; ihre Lunge brannte.

Sie krümmte den Rücken, stöhnte und bemühte sich, den Albtraum abzuschütteln. Es war völlig dunkel im Zimmer. Ihre Zunge lag angeschwollen und schwer im Mund. Erinnerungen an den Abend stiegen in ihr auf. Hatte sie zu viel getrunken? Nein, das glaubte sie nicht. Sie war bei ihm zu Hause gewesen, bei einem gemeinsamen Abendessen. Er war verärgert gewesen. Sie hatten sich gestritten. Und dann nichts, Leere.

Langsam rollte sie sich zusammen und tastete dabei nach der Decke. Blei schien auf ihren Händen zu lasten. Die Benommenheit des Schlafes kehrte zurück, und sie wollte ihr nachgeben, doch plötzlich war ihr kalt, und sie fröstelte in ihrem Baumwollpyjama. Sie strich über die Bettdecke, zog sie heran, und dabei nahm sie einen vertrauten Geruch wahr: Es roch nach Erde, nach dem regennassen Garten ihrer Eltern. Plötzlich schlug ihr Herz wieder rasend schnell, und etwas

schnürte ihr die Kehle zu.

Dies war nicht ihr Bett.

Sie setzte sich auf und starrte in die Finsternis. Nach einigen Sekunden hob sie die Hand und tastete nach ihrem Gesicht – die Haut fühlte sich kalt und fremd an.

»Was ist los?« Sie drehte den Kopf von einer Seite zur anderen, aber die Finsternis blieb undurchdringlich. »Ich kann nichts sehen. Bitte, kann mir jemand helfen?« Sie unterbrach sich und schnappte nach Luft. Die Worte klangen gedämpft, waren kaum zu verstehen. »Was passiert mit mir?«

Maggie schmeckte Galle. Der bittere Geschmack füllte ihren Mund, als das Herz Adrenalin durch die Adern pumpte. Sie bebte am ganzen Leib, biss sich auf die Zunge und streckte die Hände nach oben, bis sie etwas berührten, das eine glatte Marmorfläche zu sein schien. Sie drückte dagegen, doch der Marmor gab nicht nach. Abrupt kehrten ihre Hände nach unten zurück, und sie zitterte noch heftiger. »Es ist alles in Ordnung, alles in Ordnung«, flüsterte sie, zog die Beine an, schlang die Arme darum und stützte das Kinn auf die Knie. Ihr Kopf schmerzte, als sie sich zu konzentrieren versuchte. Das alles war nicht real. Es musste ein Traum sein. Sie begann zu zählen, atmete ruhiger und achtete nicht auf den Schmerz in ihren Knochen.

Als sie einigermaßen zur Ruhe gekommen war, drehte sie sich auf Hände und Knie. Die Dunkelheit blieb absolut, und der Gedanke, in der Finsternis vielleicht nicht allein zu sein, war so schrecklich, dass sie ihn schnell beiseiteschob. Sie begann zu kriechen und sang dabei leise vor sich hin, um sich selbst Mut zu machen. »Ein kleiner Elefant hüpf auf den Tisch ...«, brachte Maggie mit zittriger Stimme hervor. Sie schloss die Augen und zwang die Worte hervor. »Ein kleiner Elefant hüpf auf den Tisch, schaut, was in dem Teller ist. Ein

Fisch, ein Fisch, ein Fisch, ein Fisch liegt auf dem Tisch ...«

Sie verstummte, als sie mit der Hüfte gegen etwas Festes stieß. Vorsichtig kroch sie weiter, tastete dabei mit den Fingern über die kalte Wand, bis sie eine Ecke erreichte, dann eine zweite, eine dritte und schließlich die vierte – alle Wände waren nahe. Sie hielt die Nase an eine und roch: Erde, dichte zusammengespreste Erde, völlig glatt.

»Nein, nein ...« Panik erfasste sie, scharf wie ein Glassplitter in der Kehle. Maggie stellte sich ein Grab vor, und dieser Gedanke vertrieb die letzten Reste von Rationalität – sie begann zu schreien.

Sie schrie, bis sie gar nicht mehr wusste, ob sie schrie oder nicht.

1

22. April, Dienstag

»Ich weiß«, sagte sie und wartete auf die nächsten Worte, die sie ebenso gut kannte wie die vorherigen. »Ja, Mutter, das ist mir klar.« Jane blickte auf die Uhr in der rechten unteren Ecke des Computerschirms. »Einverstanden. Ich rufe an, wenn ich das Büro verlasse.« Einige Sekunden verstrichen. »Ja, saubere befinden sich in seinem Zimmer.« Sie widerstand der Versuchung, mit den Fingern auf den Schreibtisch zu trommeln. »Ja, dort, wo sie immer liegen.« Jane spürte, wie ihre Kollegen aufmerksam wurden. »Nein, nichts. Dafür reichte die Zeit nicht. Ja, in Ordnung. Ich fahre so bald wie möglich heim.« Fast fertig. Hoffte sie. »Vor acht. Ja. Ja, gut. In Ordnung. Danke, Mutter. Bis dann.«

Detective Sergeant Jane Bennett legte den Telefonhörer auf die Gabel, schloss die Augen und ließ den Kopf auf den Schreibtisch sinken.

Ihre Mutter hatte nichts dagegen, sich um Peter zu kümmern. Ganz im Gegenteil. Sie war »immer hilfsbereit«. Jane dachte daran, folgende Worte in ihren Grabstein meißeln zu lassen. »Celia Bennett, geliebte Ehefrau, Mutter und Großmutter. Immer hilfsbereit.« Diese Vorstellung vertrieb die Anspannung aus ihr, und sie lächelte. Die zehnminütige Predigt, die sie gerade über sich hatte ergehen lassen müssen, war Routine. Das Grabstein-Versprechen gab ihr, so fand sie, das Recht, zu klagen und zu jammern, wann immer ihr danach war. Ob-

wohl sie sich eingestehen musste, dass ihre Mutter mit ihren Sticheleien nicht unrecht hatte. Die Arbeit ließ ihr nur wenig Platz für die Regelmäßigkeit, nach der sich ihr Sohn sehnte – sie konnte nicht immer für ihn da sein.

Jane hob den Kopf vom Schreibtisch und strich sich das Haar zurück. Die Hitze des Tages war inzwischen nur noch eine Erinnerung. Sie drehte sich, zog die Jacke von der Rückenlehne und streifte sie über. Im Juni wurde Peter acht, aber Jane sah noch immer das pausbäckige Baby in ihm, das ständig hungrig gewesen war, damals, vor der Autismusdiagnose, bevor man ihr die unsichtbare Barriere erklärt hatte, die zwischen Mutter und Sohn existierte. Acht Jahre. Kaum zu glauben. Sie würde eine Party organisieren und seine Freunde einladen müssen. Ihre Mutter würde dabei helfen. Jane rollte mit den Augen. Es war eine instinktive Reaktion – beziehungsweise eine präventive Reaktion – auf das, was ihre Mutter sagen würde.

Sie drückte den Aus-Schalter ihres Laptops und wartete, während der Computer herunterfuhr.

Ein kurzes Treffen mit den Abteilungsleitern, eine Besprechung mit dem Team, und dann konnte sie endlich nach Hause. Jane schob den Laptop in ihre Tasche, betrachtete die Akten auf dem Schreibtisch und überlegte, welche sie mitnehmen sollte. Sie wollte sofort bereit sein, wenn die Besprechung zu Ende ging. Peter hatte bereits ein Buch für die heutige Gutenachtgeschichte ausgewählt, und Jane hatte versprochen, sie ihm vorzulesen. Ihr Blick fiel auf die Stevens-Akte. Sie schüttelte den Kopf. Ein Serienmörder in Lewisham. Fünf tote Frauen. Sie konnte es noch immer nicht fassen. Der Täter saß hinter Gittern, schon seit zwei Monaten, aber die Sache war noch nicht vorbei.

Eine Frau musste noch gefunden werden.

Das Gesicht dieser jungen Frau war wie ein Schatten, der

Jane auf Schritt und Tritt begleitete. Sie nahm die Akte und zwei Speichersticks, packte sie zu dem Laptop in der Tasche. Es würde Monate, wenn nicht Jahre dauern, all die schrecklichen Dinge zu vergessen, die sie und das Team bei diesem Fall gesehen hatten. Die Zimmer der Doppelhaushälfte des Täters hätten mit den Fotos tapeziert werden können, die sie in seiner häuslichen Dunkelkammer gefunden hatten. Die meisten von ihnen zeigten seine Opfer, mit deren Namen und Gesichtern Jane vertraut war, aber andere präsentierten junge Frauen, die niemand kannte. Ihre Aufgabe bestand darin, sie zu identifizieren, zu finden und festzustellen, ob sie noch lebten. Zwei waren inzwischen lokalisiert worden und erfreuten sich bester Gesundheit, aber die dritte? Das blieb abzuwarten.

Jane blickte auf, als sich Detective Inspector Lockyer näherte, ihr Vorgesetzter. Er erwiderte ihr Lächeln, wirkte aber freudlos und erschöpft.

»Jane ...«, sagte er und legte die Arme auf den Raumteiler, der ihren Schreibtisch vom Rest des Großraumbüros trennte. »Wie kommen Sie mit dem Schofield-Fall voran?«

»Wir sind nahe dran, Sir«, erwiderte Jane und griff nach der entsprechenden Akte auf ihrem Schreibtisch. »Der Ehemann ist unten beim Custody Sergeant. Es dürfte nicht besonders schwer sein, ihn zum Reden zu bringen.« Sie beobachtete, wie Lockyer nickte und sich die Stirn rieb. Er hatte abgenommen und sah aus wie ein Laken, das zu lange im Trockner gelegen hatte: zerknittert.

»Soll er morgen früh an die Reihe kommen?«, fragte er, sah sie dabei aber nicht an.

»Ja. Ich wollte Chris mit dem Verhör beauftragen.« Jane legte die Akte zurück und strich ihre Ecken glatt. Lockyer schien bereits das Interesse verloren zu haben. Seit seiner Rückkehr ins Büro vor drei Wochen erweckte er den Eindruck, oft nicht

bei der Sache zu sein.

Er schüttelte den Kopf und blickte durchs Büro. »Halten Sie das wirklich für angemessen, Jane?«, erwiderte er. »Vielleicht dann, wenn Schofield gestanden hat. Aber Chris jetzt zu ihm zu schicken, bevor wir sicher sind, genug Beweismaterial für eine Verurteilung zu haben, ob er nun gesteht oder nicht ... Es wäre riskant. Es überrascht mich, dass Sie bereit sind, ein solches Risiko einzugehen. Ich meine, so wie er seine Frau zugerichtet hat ... Haben Sie die Tatortfotos gesehen?«

Jane lehnte sich zurück. Die Worte störten sie nicht, auch nicht die Missbilligung in seiner Stimme. Doch sein Augenausdruck veranlasste sie, innezuhalten und zu überlegen, wie sie reagieren sollte. Der Fall Stevens lag ihm noch immer schwer im Magen, das wusste sie, aber was konnte sie mehr tun? Er wollte nicht mit ihr reden, vielleicht weil es ihm an Vertrauen mangelte, und das schmerzte. Es schmerzte mehr, als sie sich eingestand. Jane hatte immer angenommen, dass ihre Beziehung über die von Kollegen hinausging, dass er sie respektierte und für einen Freund hielt. Doch sein Verhalten wies darauf hin, dass sie sich in beiden Punkten irrte. Jetzt durchstreifte er das Büro wie der Geist aus einem Horrorfilm: blass, mit Ringen unter den Augen, leer und ohne Einsicht. Kaum jemand war ohne einen Anschnauzer geblieben. Aber Lockyer war der Chef. Es geschah nicht unbedingt selten, dass er laut wurde, sogar sehr laut. Doch jetzt ging er wegen nichts die Wände hoch und übersah wichtige Dinge. Seit Wochen hielt ihm Jane den Rücken frei, aber sein seltsames Verhalten war nicht unbenutzt geblieben. Roger, der Senior Investigation Officer für die Lewisham-Dezernate, hatte Jane bereits zu sich gerufen und sie gebeten, Lockyer im Auge zu behalten.

»Kein Problem, Sir«, sagte sie jetzt und sprach in ruhigem Ton. »Ich nehme Chris bei der ersten Vernehmung mit, und

wenn Schofield ein Geständnis ablegt, lasse ich Chris übernehmen, unter meiner Aufsicht.« Sie wartete auf eine Antwort, doch es kam keine. »Sind Sie damit einverstanden, Sir?«

Lockyer zuckte die Schultern. »Es ist Ihr Fall, Jane. Gehen Sie vor, wie Sie es für richtig halten. Sie brauchen mich nicht als Babysitter. Die Einzelheiten sind uninteressant; es kommt nur darauf an, dass Sie die Sache zu Ende bringen.« Er hob die Hände zum Gesicht und strich mit den Fingern über die eingefallenen Wangen. »Wir sehen uns bei der Besprechung.« Er drehte sich um, schritt durch den Raum, kehrte in sein Büro zurück und schloss die Glastür hinter sich. Durch sein Fenster war die untergehende Sonne zu sehen. Er saß reglos da, eine Silhouette im schwindenden Licht. Jane konnte den Blick nicht von ihm abwenden und fragte sich, wie lange ihr Vorgesetzter noch an Ärger und Kummer festhalten wollte.

Als sie aufstand und gehen wollte, klingelte ihr Handy. Sie warf einen Blick aufs Display und las den Namen. Der Anrufer war Sue, eine Kollegin im Ruhestand; sie hatten seit Monaten nicht mehr miteinander gesprochen. Jane sah zur Uhr an einer der Säulen im Großraumbüro: zehn nach sieben. Peter würde bald zu Bett gehen.

Der Klingelton des Handys schien noch lauter zu werden, als spüre er ihre Unschlüssigkeit.

»Na schön«, sagte sie und sank wieder auf den Stuhl. »Hallo, Sue. Wie geht's?« Keine Antwort. »Hallo«, sagte Jane noch einmal und lauschte den gedämpften Geräuschen am anderen Ende der Verbindung. Sie hörte ein leises Schniefen. »Ist alles in Ordnung, Sue?«

»Es geht um Mark«, brachte Sue hervor und schluchzte. »Er ist weg.«

Plötzlich war Jane erleichtert, dass sie den Anruf angenommen hatte, und gleichzeitig regten sich Schuldgefühle in ihr,

weil sie Peter an diesem Abend keine Gutenachtgeschichte vorlesen würde. »Oh, Sue, es tut mir leid. Was ist passiert?«, fragte sie und lehnte sich zurück. »Ich wusste nicht, dass es zwischen euch erneut Probleme gab.«

»Was? Nein, Jane, das hast du falsch verstanden. Mark hat mich nicht verlassen, er ist nur weg. Und all das Blut ... Er ist weg, Jane.«

2

22. April, Dienstag

Drei Stunden später stand Jane in Sue Leechs Küche, umgeben von terrakottafarbenen Wänden und Wandbehängen, die sie von Auslandsreisen mitgebracht hatte. Überall gab es Arbeitsplatten, aber nirgends freien Platz. Alles war bedeckt von Ziergegenständen, Briefbeschwerern aus Glas, Kochbüchern, Sonnenbrillen, Taschenbüchern und Bildern von den Kindern. An der Wand gegenüber dem Kühlschrank hingen zwei Pinnbretter mit Zetteln, Quittungen und weiteren Bildern, von bunten Nadeln festgehalten. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Esstisch aus Kiefernholz mit sechs Stühlen. An einem anderen Tag wäre Sues Küche der perfekte Ort für ein geschäftiges Familientreffen gewesen.

Die Leute von der Spurensicherung arbeiteten im Hauswirtschaftsraum.

Erste Untersuchungen hatten zahlreiche Blutspritzer an einer Wand zutage gebracht. Tatort-Scheinwerfer erhellten den ganzen rückwärtigen Bereich des Hauses und auch den halben Garten. Jane konnte Marks Kräutergarten sehen, hinter der kleinen Terrasse. Er war sehr stolz darauf, doch jetzt wirkte jener Teil des Gartens irgendwie ruiniert. Ob das Blut von ihm stammte, von Mark, musste sich erst noch herausstellen. Wegen eines Bandenzwischenfalls, zu dem es über das Osterwochenende gekommen war, hatte sich im Labor viel Arbeit angesammelt. Drei junge Burschen waren ums Leben gekom-

men, vier weitere verletzt worden. Die Nebenstraße in Camberwell, Schauplatz der Ereignisse, sah noch immer wie ein Schlachtfeld aus. Wenn Baseballschläger gegen Macheten antraten, so konnte von einem fairen Kampf kaum die Rede sein.

Jane wandte sich vom grellen Licht der Scheinwerfer ab und ihrer Freundin zu.

Sue saß am Küchentisch und beantwortete monoton Fragen. Seit ihrer letzten Begegnung hatte sie abgenommen. Der graue Pulli, den sie trug, ließ ihr zu viel Platz, und das galt auch für die nicht mehr eng sitzende Jeans. Sues Gesicht war hohlwangig; graue Strähnen durchzogen das Haar. Ihr Erscheinungsbild war verständlich, wenn man die besonderen Umstände berücksichtigte, aber Jane fragte sich, wie es um Sues Leben stand. Sie sah aus wie eine Frau, die nicht erst seit Stunden unter starkem Stress stand, sondern seit Monaten. Die Constable, die sie befragte, war neu in der Vermisstenabteilung, und die Konfrontation mit einem derartigen emotionalen Chaos schien sie stark zu belasten. Immer wieder beugte sie sich vor und berührte Sue am Arm. Die Geste zeigte eine Verletzbarkeit, die Jane von den erfahreneren Leuten ihres Teams nicht gewohnt war. Die meisten Detective Constables und Detective Sergeants des Morddezernats waren von Lockyer höchstpersönlich ausgesucht worden, sie selbst eingeschlossen. Er vertrat einen klaren Standpunkt: Persönliche Gefühle bei einem Fall beeinträchtigten das Urteilsvermögen und führten zu Fehlern. Was nicht bedeutete, dass er sich an die eigenen Regeln hielt. Sein Verhalten beim Stevens-Fall machte ihn zu einem Musterbeispiel dafür, wie man *nicht* vorgehen sollte.

Die Stimme der jungen Constable brachte Janes Gedanken in die Gegenwart zurück.

»Wann sind Sie nach Hause zurückgekehrt?«, fragte die junge Beamtin.

»Gegen Viertel nach sechs«, sagte Sue. »Wir haben gestern Abend miteinander gesprochen, Mark und ich, darüber, wann die Kinder und ich zu Hause sein würden. Er wollte Lasagne zubereiten.«

Jane dachte an das Gespräch, das sie vor drei Stunden bei ihrem Eintreffen mit Sue geführt hatte. Auf der Fahrt von Lewisham nach Bromley hatte sie über verschiedene Möglichkeiten nachgedacht, die Marks Verschwinden erklären konnten. Während eines Staus in Catford – die Rushhour war noch nicht vorüber gewesen – hatte sie überlegt, dass Mark vielleicht so etwas wie eine Midlife-Crisis erlebte, mit einem Porsche und einem neuen Haarschnitt heimkehren würde. Aber das war eine stereotype und dumme Vorstellung. Mark war ehemaliger Polizist und die Vernunft in Person. Bei Beckenham Hill kam ihr ein anderes Szenario in den Sinn: Möglicherweise hatte Mark eine andere Frau gefunden. Auch das fühlte sich nicht richtig an. Mark und Sue waren seit dreißig, fünfunddreißig Jahren zusammen. Sie hatten sich im Polizeidienst kennengelernt, zwei Jahre später geheiratet und die nächsten fünfzehn Jahre damit verbracht, in ihren jeweiligen Abteilungen die Karriereleiter hinaufzuklettern. Ihr ältester Sohn Thomas war an Sues vierzigstem Geburtstag geboren und hatte zwei Jahre später einen Bruder bekommen, George. In der Nähe des Sportplatzes von Millwall waren Jane allmählich die Ideen ausgegangen. Sie wusste, dass Mark seit seiner Pensionierung vor fünf Jahren an Panikattacken litt. Der Wechsel vom Detective Chief Inspector des Morddezernats zum Rentner, der die meiste Zeit zu Hause verbrachte, war sehr schwer für ihn gewesen. Sue hatte Jane bei mehreren Gelegenheiten erzählt, dass sich Mark überflüssig fühlte, leer, dass er in seinem neuen Leben einen Inhalt vermisste.

Janes rieb sich die Augen und widerstand der Versuchung,

den Kopf zu schütteln.

Kaum hatte sie das Zuhause von Sue und Mark betreten, war ihr klar geworden, dass etwas nicht stimmte. Trotz des warmen Lichts im Flur, des dicken Läufers auf dem Boden und der honiggelben Wände hatte sie etwas Kaltes, Unheilvolles gespürt. Sie dachte an das Blut im Hauswirtschaftsraum. Konnte es sein, dass es um Marks Geisteszustand weitaus schlechter bestellt war, als Sue und sie bisher angenommen hatten? Kam Selbstmord infrage? Sues Blicke sagten ihr, dass sie ebenfalls an diese Möglichkeit gedacht hatte, und der Gedanke schien mit dem Gewicht eines Berges auf ihr zu lasten. Jane hatte sich einen Stuhl herangezogen, Platz genommen und die Hand ihrer Freundin ergriffen. »Wir finden ihn, Sue«, hatte sie gesagt, überrascht von der Gewissheit in ihrer Stimme.

»Bitte erzählen Sie mir, was geschehen ist, als Sie nach Hause kamen, Mrs Leech«, sagte die Constable und nickte Jane zu.

Sue holte tief Luft. »Thomas und George gingen sofort nach oben, um mit ihrer Xbox zu spielen. Ich habe in der Küche Tee gekocht und die Post geöffnet.« Sie deutete auf einige offene Briefumschläge auf dem Tisch.

Die Constable schrieb in ihr Notizbuch und nickte. »Haben Sie irgendetwas Ungewöhnliches bemerkt?«

Jane beobachtete, wie Sue zur Decke blickte, wie auf der Suche nach Erinnerungen. »Nein, eigentlich nicht«, sagte sie und drückte Janes Hand. »Die Jungen riefen beim Hereinkommen, und als Mark nicht antwortete, da dachte ich nur ... Oh, ich weiß gar nicht mehr, was ich dachte, aber besorgt war ich nicht. Vielleicht habe ich ihn draußen in seinem Schuppen vermutet.« Eine einzelne Träne rann ihr über die Wange und verharrte an der Oberlippe.

»Ich weiß, dass es schwer für Sie ist, Mrs Leech, aber jeder Hinweis von Ihnen könnte uns helfen.«

Jane bemerkte das »uns«. Ein Teil von ihr wollte eingreifen, der jungen Beamtin eine Pause gönnen und die Fragen stellen, die sie für wichtig hielt, doch sie schwieg. Die Constable hatte recht. Selbst das scheinbar unbedeutendste Detail konnte wichtig sein, wenn es um eine verschwundene Person ging. Und die Spuren im Hauswirtschaftsraum deuteten darauf hin, dass es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Vermisstenfall handelte.

»Schon gut«, sagte Sue in einem fast tröstenden Ton. Sie war vor ihrer Pensionierung Senior Detective Inspector in der Familienabteilung gewesen. Fälle wie dieser mussten ihr vertraut erscheinen, aber ganz gleich, wie groß die Erfahrung auch sein mochte: Sie half nicht, wenn es um die eigene Familie ging. Jane wusste, dass sie bei einem Unglück, das Peter betroffen hätte, fix und fertig gewesen wäre, aber trotz der Tränen strahlte Sue bewundernswerte Ruhe aus.

»Wann haben Sie den Hauswirtschaftsraum betreten?«

»Gegen halb sieben«, sagte Sue und sah auf ihre Hände hinab. »Die Katze musste gefüttert werden, und ich wollte die Fußballsachen der Jungen waschen. Da habe ich das Blut auf dem Boden gesehen.«

»Wie kamen Sie darauf, dass es Blut war, Mrs Leech?«, fragte die Constable. Sie hielt Kugelschreiber und Notizbuch bereit.

»Ich bin Polizistin im Ruhestand und außerdem Mutter. In einem Haus voller Jungen findet man gelegentlich Blut.« Die unbekümmerten Worte schienen die junge Beamtin zu überraschen. Jane glaubte zu fühlen, wie sich die Atmosphäre im Zimmer veränderte, als habe die Normalität von Sues Worten eine negative Aura verschleudert, die sich um sie herum gebildet hatte. »Ich wusste einfach, dass es Blut war.«

»Könntest du es beschreiben, Sue?«, warf Jane ein, obwohl

sie eigentlich schweigen wollte.

»Der Blutfleck war etwa so groß wie eine Zehnpence Münze«, sagte Sue und zeigte es mit Daumen und Zeigefinger. »Er befand sich links von der Türmatte. Ich hatte mich gebückt, um die Sachen der Jungen in die Waschmaschine zu geben. Zuerst dachte ich, das Blut stamme von ihnen: eine blutende Nase oder ein Kratzer im Garten. Aber etwas an dem Fleck jagte mir einen Schrecken ein. Ich weiß nicht genau, was es war. Die Spritzer an den Wänden habe ich erst bemerkt, als sich die Leute von der Spurensicherung an die Arbeit machten.«

Jane blickte zur Tür des Hauswirtschaftsraums. Die forensischen Spezialisten sprachen leise miteinander, während sie alles fotografierten und dokumentierten. Sie fragte sich, wie sie bei einer solchen Entdeckung reagiert hätte und welche Gedanken ihr durch den Kopf gegangen wären. Sue neigte ebenso wenig zu Panik wie Jane. Im Polizeidienst entwickelte man ein Bauchgefühl, und im Laufe der Zeit lernte man, es richtig zu interpretieren. Wenn Sue beim Anblick des münzgroßen Blutflecks Angst gehabt hatte, so musste sie instinktiv etwas geahnt haben.

Jane hörte zu, während die Constable weitere Fragen stellte und Sue zu den gewöhnlicheren Aspekten ihrer Entdeckung zurücklenkte. Es war eine Methode, die sie gelernt hatte und Zeugen beruhigen sollte. Jane wartete, bis Sue antwortete, stand dann auf und ging zum Hauswirtschaftsraum, dem Mittelpunkt der allgemeinen Aktivität. Sie blickte durch die Tür.

Der Raum war nur sieben oder acht Quadratmeter groß. Die Wand über Waschmaschine und Trockner sah aus, als habe jemand rote Farbe an die Wand geklatscht und anschließend versucht, alles wieder abzuwaschen. Das Ergebnis waren zahlreiche rotbraune Streifen. Es gab auch einige Flecken auf dem Tisch, aber die meisten betrafen die Wand. Jane

betrachtete sie und dachte erneut an Marks Geisteszustand. Sue und die Jungen hatten das Osterwochenende bei Sues Eltern verbracht und waren erst an diesem Abend zurückgekehrt, was bedeutete, dass Thomas und George einen Schultag versäumt hatten. Mark war zu Hause geblieben. Warum? Den Grund dafür hatte Sue nicht genannt. Passte die Menge an Blut zu einem Selbstmord? Jane schüttelte den Kopf. Als ehemaliger Polizist hatte Mark im Lauf der Jahre zahlreiche Selbstmorde gesehen. Sie waren alle schrecklich, ohne eine einzige Ausnahme. Nicht wegen der Leiche, nicht wegen Blut, Urin und Kot. Das war zu erwarten und gehörte zum Job. Der Grund war vielmehr das Gesicht von Ehefrau, Mutter, Kind oder Bruder – der Person, die das Pech gehabt hatte, den Toten zu finden. Jane konnte sich nicht vorstellen, dass Mark seiner Frau oder seinen Söhnen so etwas antat. Aber es erklärte vielleicht den Versuch, das Blut abzuwaschen.

Jane betrat den kleinen Raum, schloss die Augen und stellte sich vor, wie Mark bei Waschmaschine und Trockner stand, sich vielleicht daran abstützte und mit einem scharfen Messer hantierte. Bei den meisten Selbstmördern ließen sich viele Schnitte feststellen, weil sie nicht sofort die Pulsader getroffen oder zunächst den Schmerz gefürchtet hatten. Wenn Mark erschrocken den Arm ausgestreckt hatte ... Es erklärte vielleicht das Blut an der Wand.

»Wir sind hier fast fertig, Jane«, sagte einer der Beamten von der Spurensicherung. Es ließ sich kaum feststellen, wer zu diesem forensischen Team gehörte, denn die Leute trugen volle Einsatzmontur: weiße Kapuzenoveralls, Atemmasken und Stiefel. Einer von ihnen schaltete das Licht aus und eine der vier in den Ecken des Zimmers aufgestellten UV-Lampen ein. Das Blut an der Wand war unübersehbar und bildete Streifen, die zu leuchten schienen.

Sues Schluchzen riss Jane aus ihren Überlegungen. Sie verließ den Hauswirtschaftsraum. Sue saß allein in der Küche und weinte. Thomas, dreizehn, und George, elf, waren zu ihren Eltern gebracht worden, damit sie dies nicht miterlebten und ihre Mutter nicht in diesem Zustand sahen. Jane dachte an Peter – sie bedauerte, ihn an diesem Abend nicht zu Bett gebracht zu haben. Dann fiel ihr Lockyer ein. Sie musste ihn anrufen, ihm mitteilen, was hier vor sich ging. Seit Sues Anruf hatte sie ihn nur über das Wesentliche informieren können. Mark und Lockyer standen sich nahe – oder hatten sich nahegestanden –, und gerade in seiner gegenwärtigen Verfassung würde Lockyer alles daransetzen, Mark zu finden.

Jane neigte den Kopf nach hinten und spürte ein Ziehen in den Nackenmuskeln. Ein anderer Gedanke stieg in ihr auf. Ihr wurde plötzlich klar: Sie wollte, dass das Blut von Mark stammte, von Verletzungen, die er sich selbst zugefügt hatte. Sie wollte an einen versuchten Selbstmord glauben, denn die Alternative wäre weitaus schlimmer gewesen.

3

22. April, Dienstag

Ich spüre meine Beine nicht mehr. Die Taubheit breitet sich aus.

Zuerst betraf sie nur die Füße. Mit kalten Fingern habe ich nach ihnen getastet, über die Sohlen gestrichen und die Zehen gedrückt, ohne etwas zu fühlen. Genauso gut hätte ich jemand anderen berühren können. Bei dem Gedanken schaudere ich selbst jetzt noch. Ich weiß nicht, wie lange ich schon hier liege, aber zu Anfang, als dieser Albtraum begann, hätte ich alles dafür gegeben, nicht allein zu sein. Ich habe immer wieder geweint, gerufen und auf eine Antwort gehofft, von jemandem, der in der Finsternis bei mir wäre, mich retten könnte. Aber es gibt niemanden. Ich bin allein. Inzwischen weine ich nicht mehr; vielleicht enthält der Körper nicht mehr genug Feuchtigkeit für Tränen. Ich bin leer.

Ich krümme mich zusammen und streiche mit der Hand über den linken Oberschenkel. Dann versuche ich es mit dem anderen Bein. Nichts. Kein Gefühl. Der Tod kriecht mir unter die Haut, schleicht durch die Knochen und nähert sich dem Herzen. Auf hartem Boden rollt mein Kopf von einer Seite zur anderen. Bunte Lichter tanzen hinter meinen Lidern. Ich denke an meine Routine. Routine – wie seltsam und fremdartig mir dieses Wort hier unten erscheint. Aber es ist das Einzige, womit ich mich vor dem Wahnsinn schützen kann. Bevor die Taubheit begann, konnte ich hin und her kriechen, die Dunkelheit mit

den Händen erkunden und nach irgendwelchen Unregelmäßigkeiten suchen. Ich kenne die Beschaffenheit meines Grabes besser als das eigene Gesicht. Der Gedanke tröstet, obwohl ich den Grund dafür nicht genau verstehe. Ich habe versucht zu graben, bis meine Finger blutig waren. Zu wissen, dass man blutet, ohne es zu sehen ... Ein Spiel der Sinne, mit dem ich vertraut bin. Auch der Schmerz ist bekannt, von der Kälte gedämpft. Der Geruch metallisch und süß. Glitschig und warm bedeckt das Blut meine Hände und tropft auf den Boden des Grabes. Ich bin gefangen; es gibt keinen Ausweg.

Ich schlafe, ohne zur Ruhe zu kommen. Vor Stunden oder vielleicht Tagen musste ich beim Erwachen feststellen, dass ich nicht mehr kriechen konnte. Der Kopf ... Er war so schwer geworden, dass er sich kaum mehr heben ließ. Ich jammerte und wimmerte in der Dunkelheit. Die Routine existierte nicht mehr. Ohne sie wird bald der Wahnsinn zurückkehren. Ich suchte nach einer anderen Möglichkeit, meinen müden Geist zu beschäftigen und mich irgendwie abzulenken. Meine Lösung des Problems: die Taubheit. Ich benutze sie, um eine Vorstellung von der verstreichenden Zeit zu haben. Sie kriecht langsam an mir hoch, Zentimeter um Zentimeter, Stunde um Stunde.

Mir wird die Zeit knapp. Ich sehe das Stundenglas vor dem inneren Auge und beobachte, wie ein Sandkorn nach dem anderen durch die Engstelle in der Mitte rutscht, ganz langsam. Jedes Korn ist ein Nervenende, ein Elektron, ein Neutron, eines der Elementarteilchen, aus denen mein Leben besteht. Der Sand rinnt jetzt schneller. Ich erinnere mich an mein Bett und glaube fast, die Wärme der Decke zu fühlen, wie sie dick und schwer auf mir liegt, bis über den Kopf gezogen, und ich spüre, wie mir mein warmer Atem übers Gesicht streicht. Ich weiß, dass ich aufstehen sollte. Ich weiß, dass ich weitermachen und mein Leben fortsetzen sollte, doch die Wärme hält mich fest,

*ich kann nicht weg. Ein dumpfer Schmerz regt sich in meinem
Bauch, klettert in die Brust und drückt die Lunge zusammen.
Die Taubheit breitet sich aus.*